

Gruss an die Schweiz

Autor(en): **Kerr, Alfred**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Wissen und Leben**

Band (Jahr): **26 (1923-1924)**

Heft 5

PDF erstellt am: **09.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-748356>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

GRUSS AN DIE SCHWEIZ

I

Wer ersucht wird, etwas über die Schweiz in einem Schweizer Blatt zu äußern, dem droht eine Gefahr: grundsätzlich zu loben.

Wenn einer nun das ohnehin gewollt hätte, wie ich: so meldet sich doch, für mein Gefühl, etwas Peinliches. (Man ist eine Cordelia.)

Gibt es keinen Ausweg? — Doch. Ich will, am Schluss, meine früheren Bemerkungen über die Schweiz, vor Jahren gedruckt, anführen. Das entlastet mich vor mir. Jetzt wird's gehen.

Also los.

II

Von dem Staatengebilde Schweiz ist zu sprechen. Oder: von ihrer Dichtung. Oder: von eigenen Begegnungen mit der Schweiz und Schweizern... Aber ich, der Sprache Knecht (und Herr!), muss über meine Schreibart zuerst etwas aussagen — die von expressionistischen Dramatikern verhunzt, von gewerbsmäßig Kernhaften dank deren gesunder Natur nicht erfasst, von vielen durch Nachahmung anerkannt worden ist. Zwar stammt mein Stil nicht aus der Schweiz, vielmehr aus einem bestimmten Hirnwuchs — doch was bei K. F. Meyer an Gehämmertem, an Gefugtheit lebt (*Der Heilige, Die Versuchung des Pescara*), das fand in meinem Herzen ein wahres Willkommensglück. Ich merkte früh bei dem helvetischen Meyer etwas von der nachbar-lateinischen Formkraft und limpidezza — die mir ein Leben lang teuer gewesen sind.

In Kellers oft gravität-schalkhafter Phantasie war mir die wundervolle Dämmung, die Gehaltenheit (was man mittelhochdeutsch die « maasze » nennt) unendlich kostbar. Ich hätte Keller der Sprache wegen geliebt — noch wenn seine Inhalte mir feind gewesen wären. Aber sie wurden eine Steigerung des dasigen Wohlgefühls.

Ja, was im Vorwort meines Hauptwerkes, *Die Welt im Drama*, verlangt (und in meinem Werk betätigt) ist: « Lieber Extrakt sein als Limonade »; « Die innere Form sei Zusammendrängung »

— wieviel Wesentliches davon haben die zwei Schweizer! Wenn es gleich auf dem Acker eines himmelweit anderen Weltgefühls wuchs: nämlich fern vom keimträchtig gelockerten Erdreich großer Städte — wohin mein Hoffen fliegt.

III

« Große Städte » sind ein geistiger Begriff ... nicht eine Mammutzahl von Einwohnern. Id est: Städte für heutige Menschen. Seid Ihr etwan ein Hirtenvolk?

Dies Hirtenvolk weiß mit Kontobüchern gut Bescheid. Gottfried Keller bucht es ironisch; ich fast feierlich. Nein, es genügt nicht, ehren- und wetterfest und herzensprächtigt und von echtem Schrot und Korn zu sein — wofern einer nicht von heut' ist.

Ihr hütet nicht nur das Lämmlein: sondern die Sommerfrischler eines Planeten. Das hält auf dem Damm. Das weitet den Blick. Das wird Gift für Kleinsinn; Dünger für Weltsinn.

Und wenn mein Freund Bernard Shaw den Sohn eines Schweizer Hotelwirts als Wunschbild für heut' noch mögliches Soldatentum hinstellt, in einem « Helden »-Lustspiel: ist das eine Willkür? ist das ein Zufall? — Es ist ein Dank. Es ist eine Quittung.

Und ich schrieb sie vor ihm.

IV

Ich habe den Glauben an die großen Städte, das ist: an durchgestufte, hochnervige Siedelungen. Nicht zugleich den Glauben an die großen Länder. Ich betonte das hinreichend oft! Die Schönheit der Welt kam aus dem kleinen Griechenland. Das Gewissen der Welt aus dem kleinen Juda.

Von der kleinen Schweiz kommt seit langem das Merkbild für Sprachsymbiose, für Völkergefährdung. Dies starke Beispiel. Dieser Trost in irdischer Verbocktheit. Dieser Rüffel an frühstufig gebliebene Hirne. Dieser herrliche Beweis für Mögliches ... Die Schweiz ist nicht nur ein Land: sondern ein Argument.

Damit bin ich bei dem anderen Punkt: dem Staatengebilde.

V

Was seid Ihr für den Völkerbund? Nicht nur der Ort: auch der Hort. Nicht nur der Sitz: auch das Muster.

Die Einwände gegen ihn sind verdammt berechtigt. Aber verdammt billig. Was gelang hienieden auf den ersten Streich? Die Menschheit ist ja gewissermaßen eine Schnecke, die von Kiel nach Konstanz laufen soll . . . und heute kaum bis Hamburg lief. Das erste Zweirad war ein Dreirad — möcht' man sprechen. Die erste Nürnberger Uhr keine Longines. Das erste Daguerrotyp längst kein Goerz-Anschütz-Werk. Das Wesentliche, meine Lieben, an der Eisenbahn sind nicht die Unfälle — sondern die Eisenbahn.

Wie man jahrhundertlang die deutsche Einigung für aussichtslos hielt, bis sie Wirklichkeit war (und bloß vorübergehend ist sie zu erschüttern): so mag ein Völkertrust bespöttelt werden — bis er Wirklichkeit ist.

Dreimal selig, wer ihn einst sieht.

VI

Völkertrust? Das Gegenstück zum alten Österreich; zur alten Türkei; (Deutschland war, ach, mit zwei Türkeien verbündet). In Österreich und in der Türkei lebten die Völker so, wie bei Hagenbeck in Stellingen die Tiere: der Löwe scheinbar bei dem Lamm — doch eine Blechgrube mit Stacheldraht lag dazwischen.

Der wahre Völkertrust soll das Gegenstück zu derlei bilden. Auch das Gegenstück zu dem Deutschland Wilhelms oder Bismarcks mit mehreren gewaltsam eingeordneten und nicht gleichrechten Sprachgruppen. (Das ist eine Wahrheit . . . Aber wahr ist auch dies andre: dass mit uns jetzo dasselbe Unterdrückerspiel gespielt wird; in Westpreußen, Oberschlesien, Böhmen und sonstwo. Wahnsinn bleibt Wahnsinn, auch bei umgekehrten Vorzeichen. Die Erdbewohnerschaft lernt sehr langsam.)

Die Schweiz leuchtet in solchem Wirrwarr mittagshell. Mit der genial-menschlichen Parole: Nicht Anzwängung, sondern Gesellung. Mit Henrik Ibsens Gewissensruf: « In Freiheit — unter eigener Verantwortung. »

Dies Hirtenvolk ist ein allerheutigstes Volk.

VII

Als andere sich weißbluteten, blieb die Schweiz neutral. Ich bereue nicht, was ich, in französischer Sprache, 1912, zwei Jahre vor dem Ausbruch der Weltverblödung, schrieb, als man Shaw, mich, noch ein halbes Dutzend Stimmen in einer Pariser Zeitschrift zum Sprechen brachte. Damals hieß einer von meinen Sätzen:

« Ce sont des hommes point infaillibles qui commencent les guerres. Souvent des diplomates beaucoup moins intelligents que moi. Est ce-que je dois expirer pour leur manque de talent? Je les critique. Par la critique des individus, la guerre périra: *Il n'y aura à la fin qu'une police mondiale.* »

Weiter schrieb ich, voll Bedauerns:

« La santé de ce monstre: la Guerre, est menacée, mais *elle continue à exister.* Votre Voltaire a parlé contre ,ce fleau et ce crime qui contient tous les fléaux et tous les crimes'.

C'est beau qu'on ait déjà dit cela il y a deux cents ans. Mais c'est triste qu'il y ait déjà deux cents ans qu'on l'ait dit.»

So mein Credo 1912. (*Le Monde Illustré*). Die «Weltpolizei» war der Kernpunkt. Sie ist auch für den Völkerbundgedanken der Kernpunkt. Ich will mit Leidenschaft als banaler Humanitätstrottel gelten: und von solcher Trottelei, solcher Banalität nicht lassen bis zum letzten Atemzug auf diesem Stern Erde.

Der Zustand seit dem Weltkrieg hat meine Gewissheit nicht widerlegt: sondern erhärtet. Er bewies nicht eine Unmöglichkeit: vielmehr eine Notwendigkeit.

Ganze Völker ahnen das heut'. Programme werden gemacht. Richtlinien festgelegt ... Aber die Schweiz ist den Zukunftsordnern durch ihre Geschichte voraus. Die Schweiz darf zu ihnen, wie Schillers Fiesco zu dem Künstler, sprechen:

« Ich habe getan, was Du — nur maltest. »

VIII

So das Politische ... Gern über eigne Begegnungen mit dem Schweizerland ein paar Worte zum Schluss.

Der schweizerische Sprachlaut kam, als ich ein Kind war, zuerst an mein Ohr: von den Lippen einer Schneiderin, die weiß welcher Wind vom Züricher See nach der schlesischen Hauptstadt versetzt hatte. Sie hieß Minna K.; war in wohlhabenden Häusern sehr gesucht. Dann aber ging das Gerücht, sie sei nicht nur in Kleidern tätig — sondern abends außerhalb solcher. Das entzog ihr den Boden.

Bis dahin schollen aus dem elterlichen Schlafzimmer bei Anproben seltsame Laute, vom schlesischen Klangfall sehr getrennt. Das prägte sich ein — und erwachte, merkwürdig, mit einem Ruck, als, Jahrzehnte danach, ein schweizerischer Schutzmann mir den Weg zu einer « Kchilche » wies. Auch als Sanktgaller Leute vom « Goppfried Kchäller » sprachen . . . Nichts, was ein Kind aufnimmt, geht völlig unter. Die Gouvernanten, erst Marie Sibille, dann Marie Sappey, aus Grenoble beide, hatten von der grenznahen Schweiz Wunderhaltiges erzählt. Die Eltern schwärmten von Gießbachfällen, von Rigi-Kulm, von Matten und Kehren — man bekam hellseherisch einen Begriff. Er ist hernach bloß bestätigt worden.

Wovon bringen solche Wesensahnungen Zeugnis? Von der Unterschiedlichkeit eines Landes; von seiner starken Sonderart. Die Schweiz ist wirklich nicht zu verwechseln.

IX

Als Zweiunddreißigjähriger betrat ich sie zuerst. Auf einer Wanderung: über das Schlapina-Joch, aus Vorarlberg. Ich musste lächeln, wie sofort etwas vom Wesen Eures freien Staates in das Bewusstsein sprang. Auf drollige Art.

Ich kam von Venedig mit meiner Mutter, in Innsbruck trennten wir uns, dort warteten Österreicher, fünf oder sechs Mann. Arthur Schnitzler dabei. Von Gargellen gingen wir eines Nachts hinüber, und ich habe noch das (durch Beer-Hofmanns Kodak festgehaltene) Bild: wie der schweizerische Grenzpfahl selig in der Morgensonne stand, und ich zu seiner Spitze klomm. Ein Norddeutscher in unsrem frühen Schwarm, kaum zwei Schritt jenseits des Pfahls, rief die jauchzenden Worte: « Wilhelm der Zweite ist ein —!! » Das durfte man hier, endlich, sagen.

(Heute wär' uns wohler, wenn es viele rechtzeitig gesagt hätten)... Dies war meine erste Begegnung mit der Schweiz.

Ich vergesse den Nachtgang und den Morgen nicht, und alle darin beschlossene Wonne des Daseins, die man unbekümmert sozusagen mit dem Absatz von sich stieß — weil die Welt sie zu liefern hatte.

X

Als Zwanziger, Student in Berlin, war ich durch Erich Schmidt in das Haus des schweizerischen Gesandten — damals der Oberst Roth — gebracht worden, um seine siebzehnjährige Tochter Emmy, ein tanagra-zartes Mädchen voll zaghaft-feiner Anmut, in klassischer Literatur zu unterrichten. Ich kannte schon ihre Freundin im selben Haus der Regentenstraße, Else A., später Messels Frau. Das Episödchen dieses Unterrichts währte nicht lang — doch die schweizerisch-feste, prachtvoll entschlossene Gestalt der Mutter neben dem leisen, insichgekehrten Kind blieb mir Jahre durch anziehend im Gedächtnis. Jetzt hausen beide, glaub' ich, bei Appenzell. Der Oberst ist lange tot.

XI

Öfters traten an der Spree Schweizer wohltuend in meinen Radius. Einmal wurde Boecklin uns auf die Kneipe mitgebracht. Er saß mit seinen hellen Augen und trank dunkles Bier. (Später in Fiesole, sah ich ihn gealtert; oft fuhr er zu Melini Wein trinken) ... Ich denke gern an die Meistersängerin Emilie Herzog und ihren breitschultrigen Mann, den Musikkenner Dr. Welti. Gern an eine gütige Tierfreundin, Frau Schmidt-Bürkli, die sich leider dann getötet hat; einmal war ich bei ihr mit Wedekind, als er seinen korrekteren Verwandten (Generalkonsuls!) dort erst vorgestellt wurde. Die Beriechung — so nennt es Bismarck — der zwei Wedekindgruppen haftet in mir bis an meinen Tod.

Aus Genf kam Adrien Lachenal mit seiner damals noch unvermählten Schwester; die Erinnerung an sie bleibt wertvoll. Ich verbrachte fröhliche Stunden mit Dr. William Martin (dessen kluge Schrift *La crise politique de l'Allemagne contem-*



OTTO BAUMBERGER — Stauffacher und Gertrud
Illustrationen zu Schillers Tell (Erich Reiß-Verlag, Berlin)

poraine vor dem Krieg manches leider Wahre bei uns festgestellt hat). Ein Schweizer, allerdings schon eingepreußt, hat mich in Öl gemalt: Gustav Meng-Trimmis. Der vorletzte Gesandte der Schweiz in Berlin, A. von Planta, kam gelegentlich zu uns. (Er starb unvermutet nach dem jähen Tod seines Sohnes — von manchem hier herzlich betrauert.) Junge Schweizer sah ich gern. Zuletzt Dr. Helbling aus Rapperswil. Schweizerische Musiker, Schriftsteller kamen. Doch mit Unzünftigen und Namenlosen hab' ich wie stets am liebsten geschwätzt. Unterwegs; in manchem Himmelsstrich. Ich kam dabei zu folgender Beobachtung.

Fast jeder durchschnittliche Schweizer wirkt in einem gewissen Maß freiheitlich ... obschon er letzten Endes wohl stockkonservativ ist. (Er ist halt konservativ im Freiheitlichen... Also: kein Emporkömmling in diesem Gefühl. Das wird es sein.)

In meinem Werk *Die Welt im Drama* steht der Satz: « Die sogenannte Fortschrittshoffnung vertreten oft widerliche Burschen. (Aber deshalb zur Abwendung von ihr zu kommen ist Sache kleiner Hirne.) » Wenn ich mit Schweizern sprach, entstand mir der Eindruck von Leuten, die vorgeschritten in der Denkart, aber nicht ekelhaft sind.

XII

Bei der Hebbelfeier 1913 sprach ich in Zürich und St. Gallen. Ich habe dieser Fahrt immer in Freuden gedacht. Mit Hans Trog blieb ich im Gefühl freundschaftlich verbunden. Dr. Bodmer führte mich den Dolder im Vorfrühling hinauf; ich denke noch immer dran.

Die « comestibles »-Geschäfte, welche damals in mich eine dem Fanatismus ähnliche Zuneigung pflanzten, sah ich im letztvergangnen April, nach einem Jahrzehnt und einem Weltbrand, noch unverkümmert. Obschon Planta mir früh schweizerische Wirtschaftsnot und Warenstauung voll Besorgnis ausgemalt hatte.

In diesem April 1923 schien die Schweiz (auf der Durchfahrt) mir immer noch ein Kanaan. Auch meiner jungen Frau, welche die Geographie fast wissenschaftlich auf das Vorkommen von Schlagsahne beklopft. Zwei Tage blieben wir.

Es ist ein Kreuz, dass man die Sonne Zürichs und Genfs, die Klarluft eines Gipfelreichs heut für ein paar Wochen dieses kurzen Daseins zu kosten gehindert wird; dass ein dummer Weltzustand eine große wesentliche Menschengruppe von der Schönheit aussperrt.

XIII

Mit diesem Donnerwetter will ich schließen. Wovon sprach ich? Vom Völkerbund; von K. F. Meyer; vom Schlapinajoch; von Menschen Eures Landes — das nicht nur ein Land, sondern ein Argument ist.

In den zwei Büchern *Die Welt im Licht*, wo Sankt Gallen, Rapperswil gestreift und Genf, der « Vorhof Liguriens », gemalt ist, steht folgender Satz — gedruckt schon vor dem Weltkrieg:

« Ja, wir bedauern die Deutschen in Russland, wir bedauern die Deutschen in Siebenbürgen, wir bedauern die Deutschen in Österreich — aber diese Deutschen in der Schweiz hat noch kein Mensch bedauert: denn sie leben in einem freien, glücklichen Land. *Mögt Ihr lange blühen in Herrlichkeit.* »

... Ich wiederhole das.

GRUNEWALD

ALFRED KERR